

# Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal  
zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr.  
In Deutschland zu beziehen durch H. r. Rauman's  
Buchhandlung in Dresden.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.  
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbe-  
stellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren:  
Rev. R. Adelberg.  
Milwaukee, Wis.

10. Jahrg. No. 13.

Milwaukee, Wis., den 1. März 1875.

Lauf. No. 262.

## Passions-Betrachtung.

[Aus Joh. Heermann's Crux Christi.]

Siehe der Herr und Herzog des Lebens Christus Jesus, vor welchem Himmel und Erden, und alles was sich regt und beweget, erbeben und sich fürchten muß, der fängt im Garten vor seinen Jüngern an zu trauern, zu zittern und zu zagen. Ach das sind schmerzliche Worte! Alle seine Gliedmaßen von der Fußsohle an bis auf den Scheitel des Hauptes zittern und erschüttern sich vor lauter Angstarbeit wie ein Espenlaub. Er meint nicht anders, denn daß er von allen Creaturen, ja von seinem himmlischen Vater verlassen sei. Er fühlt solche starke Herzpässe, daß er auch darüber mit erbärmlicher Trauerstimme herausbricht und spricht: meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Die Angst will mir stracks das Herz abstoßen; größere Qual könnte ich nicht fühlen, wenn ich diesen Augenblick sterben sollte. Er ringet und windet sich wie ein gespießtes Regenwürmlein, läuft hin und her, sucht ein Niststättchen, klagt seine Noth den Aposteln, aber alles vergebens. Der Schmerz nimmt so sehr überhand, daß ein Engel vom Himmel kommen und seinem hochgeängsteten Herzen Trost zusprechen muß. Sehet das heißt, wie König David redet Ps. 8: Du hast ihn lassen eine kleine Zeit geringer werden als die Engel, die doch dienstbare Geister sind.

Es bleibt dabei noch nicht, sondern seine Herzmarter drückt ihn so heftig, daß die dicken, kalten Blutstropfen zu seinen allerheiligsten Schweißbläslein herdurchdringen. Ist auch dergleichen gehört worden, weil die Welt gestanden? Er sieht aus wie ein zerquetschtes Blutwürmlein, ja als einer der im Herbst rothe Trauben gekeltert, deren Saft ihn besprengt und sein ganzes Kleid durchröthet hat. — Gethsemane heißt so viel als Delthal oder Delpresse, denn daselbst pflegte man das Del zu kelteren. Für wahr Herr Jesu, hier stehst du recht in der Zornpresse, du wirst dermaßen zerquetscht, daß dein h. Blut als das köstliche Balsamöl aus deinen Gliedmaßen dringet. Jetzt wird in Wahrheit erfüllt, was Jacob auf seinem Todtbede gesehen: Du wäschest dein Kleid in Wein und deinen Mantel in Weinbeerblut. 1 Mos. 49, 11.

Ach, das müssen doch Schmerzen über alle Schmerzen gewesen sein. Was mag wohl die Ursache sein solcher innerlichen Herzensqual? Schreibt doch Cicero von Theramenes, als derselbe in's Gefängniß auf Befehl der dreißig Tyrannen geworfen,

und das Gift angetrunken, habe er das übrige vollends so freudig aus dem Becher gegossen, daß es laut erklingen ist also: das will ich dem schönen Eritias zugebracht haben — welcher nämlich ihm angramstet war. Siehe der spottete noch dazu, als ihm die Seele auf der Zunge saß, und er den Tod schon in allen Gliedern fühlte. Und was sage ich von den Heiden? Spricht doch der Poet auch von Stephanus:

Mit Freuden er zur Marter ging,  
darauf die Kron' der Ehr' empfing.

Ach du christliche Seele, wie sollte der Herr Jesus vor dem gestrengen Zorngerichte Gottes nicht trauern, zittern, zagen und wehklagen? Er trug auf seinem Rücken den schweren Sündenberg des ganzen menschlichen Geschlechts, wie geschrieben steht: Der Herr warf unser aller Sünden auf ihn. Er ist das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Wie winselt König David, da ihn nur seine begangene Privatünde drückt? Meine Sünden gehen über mein Haupt, und wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer worden. Meine Wunden stinken und eitem vor meiner Thorheit — es ist nichts gesundes an meinem Leibe, Herr vor deinem Dränen, und ist kein Fried in meinen Gebeinen vor meiner Missethat. Ich gehe krumm und sehr gebückt, den ganzen Tag gehe ich traurig und heule vor Unruhe des Herzens. — Kann nun eines einzigen Menschen Sünde ihn so drücken und ängstigen, eh sie durch wahre Buße abgelegt wird: ach wie sollte denn nicht vielmehr dich, mein Herr Jesu, die schwere und allen Engeln und Menschen unerträgliche Sündentlast aller Welt sammt der verdienten Strafe pressen und quälen? Manasse bekennt allein von sich, daß seiner Sünden mehr sind als des Sandes am Meer; — säust doch ein jeder Mensch täglich das Unrecht in sich wie Wasser Hiob. 15, 16. Dies alles liegt Christo auf dem Halse, wie sollte er denn nicht zittern und zagen?

In seinem Herzen fühlte er an unserer Statt den Zorn Gottes, welcher ist ein verheerendes Feuer. Der Zorn eines Königs ist wie das Brüllen eines Löwen. Aber wie viel schrecklicher ist es, wenn der unüberwindliche Himmelskönig zürnt? Da zittern die Berge, die Hügel zergehen, das Erdreich hebet, dazu der Weltkreis und alle die darinnen wohnen. O wie schrecklich ist's, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Wenn der Höchste mit einem nur redet in seinem Zorn, so zerstreuet er ihn wie Töpfe. Jacob rang mit Gott, und doch nur in

Scherz bis die Morgenröthe anbrach, dennoch ward es ihm so sauer, daß er ihn darüber eine Hüfte verrenkte. Ach wie sollte denn Christus nicht zittern, da sein himmlischer Vater im Zorn auf ihn zuschlägt? Wie klagt Jeremias, da sich Gott stellte als zürnete er mit ihm? Ich bin ein elender Mann, spricht er, der die Ruthe des Grimmes Gottes fürchten muß. — Wie erbärmlich redet Hiob Kap. 19, da sich der Herr gegen ihn hart erzeiget: Dein Zorn ist über mich ergrimmet und du achtest mich für deinen Feind. — Der herzfromme König Hiskia sagt Es. 38: Der Herr zerbrach mir alle Gebeine wie ein Rohr. Wie sollte denn dein Heiland nicht zittern und wehklagen, da der Grimm Gottes ihn gedrückt mit allen seinen Blüthen.

Vor Augen sieht er das ganze höllische Nordreich, das sich wider ihn setzt. Der große Drache will ihn stracks auffressen, Todesbande umfangen ihn und die Vögel Belial erschrecken ihn. Die Hölle sperret ihren feuersprühenden Mägen wider ihn auf und will ihn verschlingen. Alle bösen Geister versuchen mit ihren giftigen Anfechtungspfeilen alle ihre äußerste Macht an ihm, ob sie ihn überwältigen möchten. Eliphas sagt: Es seien ihm alle Haare zu Berge gestanden, da nur ein einiger Geist bei nächtlicher Weile vor ihm vorüber gegangen. Was sollte denn deinem Herrn Jesu nicht widerfahren, da er mit dem ganzen Heer zu schaffen hat? Sollte er nicht zittern und trauern?

Wendet er seine Augen zurück, so stehet er den schändlichen Udanf der bösen Welt; wie sein bitter Leiden an so viel tausend Menschen werde verloren sein, welche solchen seinen angstbaren Todeskampf verachten, sein Blut mit Füßen treten und durch ihre unanfechtliche Bosheit spornstreichs in's ewige Verderben rennen werden. Dies kränkt ihm sein jammeriges Herz, daß er wohl hätte klagen mögen: ich dachte, meine Arbeit wäre vergeblich, und ich brächte meine Kraft umsonst zu. — Hätte Meros Mutter gewußt, daß sie ein solch Kind unter ihrem Herzen trüge, welches sich hernach an ihr vergreifen und ihren Leib sollte aufschneiden lassen, zu sehen den Ort darinnen es gelegen: ach wie würde es sie so sehr gekränkt haben. Sollte es denn dem treuen Mutterherzen Christi nicht wehe thun, da er siehet, wie so viel Leute sich an ihm veründigen und alle seine Wohlthaten unter die Füße treten werden? Weinte doch der mächtige Weltkönig Kerzes bitterlich, da er zehnmahlhunderttausend wohlgerüstete Kriegskente in freiem Felde beisammen hatte und sie

anfah, daß von einer so schönen Mannschafft über hundert Jahr weder Haut noch Haar würde übrig sein. Herr Jesu du treuer Liebhaber des menschlichen Geschlechts, sollte es denn nicht vielmehr dein huldreiches Herz jammern, daß so ein groß Theil der Welt des ewigen Todes sterben soll? Da du der Stadt Jerusalem legten Kehrab und der Juden Untergang betrachtetest, thut es dir so wehe, daß du darüber heisse bittere Thränen vergeußt. Ei wie sollte jeyund nicht vielmehr deine Seele betrübt sein, weil du schon vor Augen siehst, wie sich der meiste Haufe der grundbösen Weltkinder deiner blutigen Passion verzeihen, und mit ihrem verfluchten Schandwesen in die ewige Verdammnis so muthwillig stürzen werden? O behüte mich Herr Jesu vor solchem Muddant! Sprich du selbst zu mir:

dies alles Leid ich dir zu gut—  
das halt mit feinem Glauben.  
mein Unschuld trägt die Sünde dein.  
so bist du selig worden.

### Also hat Gott die Welt geliebt!

Und wozu? „Auf daß alle, die an den Sohn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Also selig machen wollte uns Gott durch Seine Liebesthat; um unserer Seligkeit willen gab Er Seinen eingebornen Sohn in den Tod. Denn wir hatten ja alle das ewige Leben durch unsere Sünden verscherzt und waren der ewigen Verdammnis schuldig geworden. Damit wir nun derselben entgingen und das ewige Leben außs neue erlangten, legte Er alle unsere Sünden auf Seinen Sohn und vollzog an ihm das Verdammungsurtheil. Nun ist unsere Schuld gebüßt und getilgt, der Hölle ihr Recht an uns abgesprochen und der Himmel uns aufgethan. Wie kommen wir nun hinein? Wie werden wir des ewigen Lebens theilhaftig, das Gottes Sohn uns erworben hat? Dadurch, daß wir an Ihn glauben: wie Er spricht: „auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Was heißt das aber: an Ihn glauben? Das heißt nicht: fromm sein und gute Werke thun; heißt nicht: Buße thun, sich bekehren und ein neuer Mensch werden; heißt nicht: herzlich zu Ihm beten; heißt nicht: Ihn lieben. Aber soll man denn nicht Buße thun, Christum nicht anrufen und Ihn nicht lieben? O gewiß sollst du das thun; ja du kannst gar nicht selig werden, wenn du es nicht thust; sintemal geschrieben steht (1. Kor. 16, 22): „So jemand den Herrn Jesum Christum nicht lieb hat, der sei Anathema“ d. i. verflucht. Gleichwohl wirst du nicht durch solche Liebe selig oder durch Buße und Gebet, sondern allein durch den Glauben. Und warum gerade durch den? Ist der so viel höher und edler als Buße, Gebet und Liebe? Nimmermehr. Auch der Glaube macht nicht insofern selig, als er ein gutes, gottwohlgefälliges Werk ist, das du thust.\*) Insofern er dein Werk

\*) So sagt unsere Apologie (Art. II. Berliner Ausgabe S. 69, ebenso Art. III S. 108; ausdrücklich: „daß der Glaube fromm und gerecht mache, nicht derhalben, daß unser Glaube ein solch köstlich, rein Werk sei, sondern allein derhalben, daß wir durch den Glauben und sonst mit keinem Dinge die gebotene Barmherzigkeit empfangen.“ Es ist nicht genug, zu lehren, daß wir durch den Glauben selig werden, sondern es muß auch richtig erklärt werden, was der seligmachende Glaube ist, worin er besteht, daß der Glaube selig mache lehren auch die Secten sogar die römische (fides caritate formata); aber was verstehen sie unter Glauben? Befehring, Liebe, Heiligung, den neuen Menschen, Vereiniung mit Christo, und wer weiß, was alles; nur nicht den Glauben selbst. Das ist aber seienverderbliche Kalschmünzerei, da unter dem Namen und Titel des Glaubens Werke als Grund der Rechtfertigung und Weg zur Seligkeit ausgegeben werden. Auch in unserer lutherischen Kirche gehen jetzt die allermeisten Prediger entweder gar keine oder eine falsche Erklärung vom Glauben: insonderheit stellen sie ihn gerne hin als „die größte sittliche That des Menschen,“ d. i. eben als ein „köstlich, reines Werk,“ ja als das köstlich, reinste Werk, im geraden Gegensatz zum kirchlichen Bekenntnis. Solche Lehre vom Glauben wirkt gewislich keinen Glauben, wohl aber pharisäische Werkthätigkeit. Darum sehe sich wohl vor, wenn sein Heil lieb ist!

ist, macht er dich so wenig selig als Buße, Befehring oder Liebe; denn es hilft schlechterding kein Werk zur Seligkeit, es sei so edel und geistlich, als es wolle. Wenn unser Glaube an sich, oder unsere Buße, Befehring und Liebe uns selig machen könnte; so wäre ja Christus umsonst gestorben. Dann wäre es genug gewesen, daß Gott den heiligen Geist gesandt hätte, um Buße, Glauben und Liebe in uns zu wirken; Seinen Sohn aber hätte er nicht zu senden gebraucht. Dieses Opfer hätte Er Sich ersparen können. Aber meinst du wirklich, daß Er so unsinnig war, Seinen geliebten Sohn umsonst des Todes und der Hölle Qual leiden zu lassen? Müßen wir nicht vielmehr umgekehrt sagen: weil Christus für uns sterben mußte, so muß ja all unser Thun nichts helfen zur Seligkeit, auch nicht, was der heilige Geist in uns wirkt? Er allein hat uns die Seligkeit erworben durch Seinen Tod und Seine Auferstehung, und zwar ganz und vollkommen hat Er sie erworben, nicht nur halb oder zu drei Vierteln. Was bleibt nun uns noch übrig zu thun? Nichts, als was einem Bettler übrig bleibt, wenn ihm ein großer Schatz geschenkt ist, nämlich denselben anzunehmen. Wenn ich Christi Verdienst, die von ihm erworbene Seligkeit, annehme; so habe ich sie und gehört sie mir. Nun kann ich sie aber nicht mit der leiblichen Hand annehmen, wie der Bettler den Schatz; zu der geistlichen Gabe gehört auch eine geistliche Hand. Mit meinem Herzen also muß ich Christi Verdienst annehmen, und das geschieht eben durch den Glauben: er ist jene geistliche Hand. Glauben soll ich, daß Christus mich verlorenen und verdammten Menschen selig gemacht hat, weiter nichts; so bin ich selig. Und dann glaube ich an Ihn, wie es im Texte heißt. Denn das heißt an Christum glauben: gewislich in seinem Herzen dafür halten, daß man durch Christum selig geworden ist. So ist also der Glaube die Annahme des durch Christum erworbenen Heils und dadurch die Annahme Christi Selbst; und macht nicht um sein selbst willen selig, sondern dadurch, daß er Christi Heil annimmt. Dieses Heil, daß ich annehme, das macht mich eigentlich selig; wie einen Bettler nicht seine Hand reich macht, wenn er sie gleich den ganzen Tag ausstreckt, sondern der Schatz, der ihm in die Hand gelegt wird und den er mit der Hand ergreift. Aehnlich vergleicht unsere Kirche den Glauben einem Ring, in den ein Edelstein gefaßt ist, oder einem Kästchen, das ein Kleinod birgt. Den Ring oder das Kästchen kann ich wohl meinen Schatz nennen, aber nur um des Edelsteins und des Kleinods willen, die in jenen enthalten sind. Für sich selbst sind Ring und Kästchen werthlos. Nun kann das aber überaus leicht scheinen, an Christum zu glauben; weßhalb auch Papisten und alle Schwärmer die Lehre des Glaubens als eine verderbliche Lehre verwerfen, welche die Leute sicher mache und ein Ruhepolster für ihr Fleisch sei. Aber einestheils wollte uns Gott ja den Weg zur Seligkeit kinderleicht machen, daß auch die Thoren nicht irren mögen, wie Er spricht; damit wir kein Werk und Verdienst zu rühmen hätten, sondern allein Seine überschwängliche Barmherzigkeit in alle Ewigkeit preisen müßten. Anderentheils aber mag ein Jeder wohl zusehen, daß er sich nicht betrügt. Denn die Allermeisten sagen wohl und bilden sich ein, sie glauben, glauben aber nicht wirklich in ihrem Herzen; glauben nicht an Christum, sondern an sich selbst, indem sie auf ihre Frömmigkeit vertrauen, anstatt auf Sein Verdienst. Glaube ich dagegen an Christum, glaube ich, daß Er mich selig gemacht hat; so halte ich mich ja ohne Ihn für unselig, ver-

loren und verdanmt, verwerfe und verdamme also all mein Thun, auch das beste und geistliche, auch Befehring, Glaube, Liebe und Heiligung. Wer aber das thut, sich ganz für ein Kind des Todes und der Hölle erkennt, der wird finden, daß es nicht so leicht ist, sich gleichwohl trotz aller Unwürdigkeit und Verdammlichkeit allein um des Verdienstes Christi willen, das er weder sieht noch fühlt, sich für ein Kind der Seligkeit und einen Erben des Himmels zu halten. Ja solches ist für menschliche Kraft ganz unmöglich; wer seine Sünde wahrhaft erkennt und fühlt, kann für sich selbst nicht anders als verzweifeln. Es gehört die Gotteskraft des heiligen Geistes dazu und ist allein Sein Werk, daß der Mensch alsdann an Christum glaube und Seines Verdienstes sich tröste. Und auch so ist sein Glaube erst schwächlich, muß durchs ganze Leben wachsen und kann doch nie vollkommen werden um des Unglaubens willen, der im Fleische steckt. Siehe, so eine hohe, göttliche Kunst ist der Glaube an Christum. Wer nun solchen Glauben hat, „der wird nicht gerichtet,“ spricht der Herr Christus, oder wie Er bei einer andern Gelegenheit sagt: der „kommt nicht in das Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurchgedungen.“ Durch Christi vollkommenes Verdienst, das er angenommen hat, ist er ja aller seiner Sünden sammt der Verdammnis los geworden, ist nun kein Sünder mehr vor Gott, sondern gekleidet in Christi göttliche Gerechtigkeit und Gottes liebes Kind. Was soll nun an ihm noch gerichtet werden? Wo keine Sünde ist, da ist auch kein Gericht. Indem ich durch den Glauben meiner Sünden los werde, werde ich auch des Gerichtes los, werde gerecht oder „gerechtfertigt“ vor Gott, wie die Schrift und unsere Kirche lehrt. Aber wie stimmt dazu, daß St. Paulus schreibt: „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi?“ Das stimmt sehr wohl. Offenbar müssen wir freilich werden; aber was wird dann offenbar? Eben das, daß die Gläubigen vom Gericht schon losgesprochen, schon gerechtfertigt sind. O was ist ihnen das für ein Trost und eine Freude, solches zu wissen! Muß nicht alle Welt vor dem jüngsten Gericht erschrecken und wünschen, daß es nie kommen würde? Die Gläubigen dagegen können ihm ruhig, ja mit Freuden entgegengehen, weil sie aus Christi, des Richters Mund, außs allergewisseste wissen, daß sie dann öffentlich vor aller Welt für rein und gerecht erklärt, frei und selig gesprochen werden. Warum lebt jetzt alles in dem Wahn, man könne hienieden nicht wissen, wie es einem in Gottes Gericht ergehen werde? Seht, die Christen kennen und glauben das Evangelium nicht mehr und sind in päpstliche und heidnische Finsterniß versunken. Das darf man aber nicht sagen; sonst muß man ein Hochmuthsnarr sein. (Hörger.)

Am 24. Jan u a r d. J. starb zu Erlangen der Senior der theologischen Fakultät und zugleich der Senior der lutherischen Theologen Deutschlands, Geh. Kirchen-Rath, Professor Dr. Gottfried Thomassin, der durch eine zweiunddreißigjährige gesegnete Wirksamkeit an der dortigen Universität und durch eine reiche literarische Thätigkeit wohl bekannt ist.

## Das Haus auf Sand gebaut.

Eine Geschichte zum ersten Gebot

von

H. Fries,

Hauptpastor in Heiligenstetten.

5.

Die Gottlosen haben keinen Frieden.

[Fortsetzung.]

Die Jahre fliegen schnell dahin! Das merken wir an unseren Kindern. Kaum, daß sie einem vom Arm geflattert, wie die jungen Vögel aus dem Nest, wenn sie flügge werden — husch, haben sie auch schon den Griffel in der Hand, und malen allerlei Gethier und Gestalten auf die Schiefertafel, und sitzen ganz wichtig auf dem Schemel, das Buch verkehrt in der Hand, zu lesen, was kein Mensch verstehen kann. Aber die Miene und Haltung der kleinen Gottesgeschöpfe ist so wundervoll erhaben, sie sind so erfüllt von ihrem kindlichen Treiben, so hingeeben und versunken in ihr Werk, sie weisen so entrüstet jede Störung des jüngeren Nachwuchses zurück, daß man sich kaum halten kann vor innerlicher Herzensfreude und sie am liebsten in seine Arme zöge und wacker abkühlt.

Und dann wieder eine kurze Weile, da trippeln sie schon mit rothen Backen und ganz ernstern Gesichtern, in der Schaar die letzten, weil die Beinchen noch so gar kurz sind, mit in die Schule! — In guten, alten Zeiten gab's da zum ersten Anfang die Fibel mit dem wunderschönen rothgedruckten Hahn, der als ein lebhaftiges Naturwunder sogar einen Haufen frischgelegter Eier neben sich liegen hatte! Jetzt ist die Welt viel zu klug geworden für dergleichen kindliche Dummheit, und weiß schon im allerfrühesten Alter noch viel mehr, als daß der Hahn keine Eier legt. — Eine sancta simplicitas giebt's nicht mehr, die Zeiten haben wir gehabt. —

Auch unser Fingerring in der Goldgrube hatte die ersten Hosen längst verschliffen, und auch die Periode, die wir eben berührt, längst hinter sich. —

Da kommt er gerade aus der Seitenthür, die von der Küche in's Freie führt und will in die Schule gehen. Der Wintermorgen ist eben erst heraufgestiegen und liegt noch dämmerig über dem, vom Nachtfrost harten und bereiften Erdreich. Aber der Junge hat gar keine Zeit, der Schulmeister mag keine Nachzügler haben und der Weg nimmt für kleine Beine ein halbes Stündchen in Anspruch. — Er hat eine Pelzmütze auf mit Ohrenklappen, die unter'm Kinn zugebunden, um den Hals einen hochrothen, wollenen Schawl, und aus dieser Umhüllung guckt sein, von der Morgenkälte frisch überhautes Gesicht, mit dem kecken Näschen und den klaren Augen wunderbar lustig in die Welt hinein. Der Junge hat schwer zu tragen. Eine riesige Tafel, sie konnte ihm gar nicht groß genug werden, die Ecken mit Blech beschlagen, daran baumelnd am langen Bindfaden, der Tafelwischer; dann weiter eine Fibel und ein ganz kleines, viereckiges Büchlein, den kleinen Katechismus mit all' den großen, überschwenglich großen Gottesgeheimnissen d'rin. Kein Wunder, daß der Junge gerade mit diesem kleinsten Büchlein seine besondere Noth hat, es will ihn immer unter dem Arme wegrutschen, — das kommt gewiß daher, weil so viele schwere Gottesweisheit d'rin steckt. So trippelt er weiter in seinen kleinen Holzpantoffeln, die heut' Morgen recht klappern auf dem Frost. Wir können's aber nicht verschweigen, hinten am Hacken hat er ein Loch im

Strumpf, wo das rothige Füßchen herauschaut; und die Fausthandschuh hat er vergessen, so daß ihm die Finger, womit er die Tafel hält, ganz steif frieren. Wer sollte ihm das Loch im Strumpf stopfen, und die vergessenen Handschuhe nachtragen? — die Großmutter liegt schon lange krank im Bett und krabbelt sich nur Nachmittags ein paar Stunden heraus, — der Vater denkt an solche Dinge nicht und sieht so bleich und finster d'rein, und ein liebes, trantes Mütterchen, das an Alles denkt, und für Alles sorgt, hat der arme, kleine Junge in der Goldgrube nicht! —

Wenn er nun Abends am gemeinsamen Tisch bei der Lampe sitzt, dann muß er fleißig sein. An jedem Tage hat er die eine Seite auf der Tafel voll zu schreiben, und die andere voll zu rechnen, und zwei Mal in der Woche giebt's etwas auswendig zu lernen.

Das war ein wichtiger Abschnitt in seinem Schulleben, als „Perfetter“, so nannten sie den Lehrer, ihm das kleine Büchlein gegeben und dabei gesagt, nun solle er eine Bank höher hinaufkriechen, zu den Katechismusschülern. Er war ganz stolz nach Hause gekommen und hatte seine Freude auch gegen den Vater aussprechen müssen, mit dem er sonst nicht gerade viel zu reden pflegte, weil er selten eine freundliche Antwort bekam. Der Vater hatte auch darauf nicht viel erwidert. Als nun aber der Junge sich recht wichtig hingesezt zu lernen und mit lauter Stimme, wie er dies immer that, sich nun das erste Gebot langsam und deutlich so lange vorlesen wollte, bis er's auswendig konnte, da hatte der Vater sich das verbeten und unwirsch gesagt, er möge den alten Dudelkram nicht hundert Mal mit anhören. Der Junge hatte aber auch seinen Kopf, und wo er sich im Rechte wußte, da ließ er sich nicht ducken. Lernen sollte er und mußte er! Das half nicht; und lernen wollte er auch, denn „Perfetter“ sollte sehen, daß er der höheren Würde gewachsen sei und seinen Mann stehen könnte. Darum sah er seinen Vater ganz verwundert mit großen Augen an, als wollte er fragen: „Wat fällt Di in P?“ Dann fuhr er ruhig fort und erhob seine Stimme noch mehr, als wäre ihm nichts gesagt! —

Da brauste der Vater auf und drohte, wenn er nicht gleich leise lernen werde, dann werde er ihn hinaustransportiren.

Der Junge ward aber gar nicht bange und sagte ganz ruhig: „Wenn Vatter dat ni hören mag, denn geh Vatter doch herut! hir steht: „Ich bin der Herr, Dein Gott!“ Uns' Herrgott fall Vatter doch wull ni ut'n Weg gahn!“ — Und damit wollte er wieder anfangen; das war dem Vater denn doch zu viel, er nahm den Jungen beim Arm und setzte ihn vor die Thür.

Zuerst hörte man drinnen ein Schluchzen, es ward aber bald still, und nun vernahm man die helle Kinderstimme, die das Gelesene und schon oft in der Schule Gehörte bei sich wiederholte, um es dem Gedächtniß recht fest und sicher einzuprägen.

Da hieß es zuerst: „Ich bin der Herr!“ dann brach es ab; — die Stimme fing wieder an, dies Mal mit einem Zulauf: „Das erste Gebot. Wie lautet das erste Gebot? Ich bin der Herr, Dein Gott.“ Wieder war die Weisheit zu Ende; und wieder ward von vorne angefangen. — Da stand der finster blickende Bauer aus seinem Lehnsstuhl unwill-

lig auf, ging durch die Küche in's Freie und schlug die Thüre krachend zu. Hinter ihm drein tönte seines Kindes Stimme: „Ich bin der Herr, Dein Gott! Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!“

Als der Bauer später zu Bett ging, lag der Junge süß schlafend mit rothen Backen in seinem Bettchen, das in derselben Kammer stand, während die Alte nebenan schlief. Der Vater bückte sich tief über das schlafende Kind und sein Gesicht hatte jetzt einen ganz anderen Ausdruck. Es lag in seinen Mienen eine tiefe, tiefe Traurigkeit, seine Augen blickten so wirre, so rathlos in das friedvolle Kinderantlitz, ein tiefes, schweres Seufzen drang ihm hervor aus der Brust. Er weiß es ja, wenn er sich nun niederlegt, dann muß er lange Stunden wach liegen und kann nicht einschlafen. Dann muß er zählen und rechnen und kann gar nicht fertig werden, denn mit der Wirthschaft will's noch immer nicht, große Summen hat er hingeben müssen, um Alles in gutem Stande zu erhalten und das Land zu verbessern, und es hat doch nicht angeschlagen. Nun zählt und rechnet er, wie er die Summen wieder erobern soll! Und zwischen den Zahlen und Berechnungen hervor, blickt ihn plötzlich ein blaßes Weib an, so vorwurfsvoll und anklagend! und fragt ihn, ob er sein Wort gehalten? ob er sie nicht schändlich betrogen und ihr das Herz gebrochen? ob er ihr nicht ihr Kind gestohlen und dem Kinde seine Mutter? —

Da rührt der Junge sich, er träumt, er spricht im Traum; halbblau, aber doch so deutlich zu verstehen in der nächtlichen Stille, flüstert die Kindeslippe: „Ich bin der Herr, Dein Gott! — Ich bin der Herr, Dein Gott!“

Der Bauer hatte am anderen Morgen noch schlechter geschlafen als sonst wohl, er war noch mürrischer d'rum als sonst und Alles ging ihm aus dem Wege. —

So ruhte der Mutter Segen auf des Kindes Haupt. Im Hause ward ihm kein Gotteswort geboten, ja das Leben war dort so gottentfremdet, daß nicht einmal ein Klang aus der höheren Welt in die Kindesseele hineintönte. Und doch, sobald in der Schule dieser Klang an das junge Herz herankam, sobald der Knabe seine Hände falten gelernt und Betwort nachsprechen konnte, fand es eine fröhliche Aufnahme bei ihm, wie Körnlein im guten Erdreich. Niemand mahnte und trieb ihn an, niemand kümmerte sich weiter darum, aber an jedem Abend vor'm Einschlafen betete er laut sein Sprüchlein oder Verslein und desgleichen an jedem Morgen vor'm Aufstehen. Die großen Leute um ihn her thaten, als hörten sie's nicht. Das fiel dem Jungen aber nicht weiter auf, denn „Perfetter“ hatte gesagt, wenn man bete, spräche man nicht mit Menschen, sondern mit dem lieben Gott.

Die Alte war im letzten Jahr in's Kranken gekommen, — sie wollte es freilich selbst nicht wissen, daß es etwas damit auf sich habe, es war aber schlimm genug und sollte noch schlimmer werden. Zu Anfang hatten sich in der linken Brust Knoten gebildet, darauf hatte die Alte, in ihrer harten Weise, nicht viel geredet. Aber die Geschwulst nahm zu, und der herbeigerufene Arzt erkannte sofort die furchtbarste aller Krankheiten, die man Krebs nennt. Eine Operation ward nöthig und überstanden. Aber das fressende Uebel stand nicht still, es nagte und zehrte an jedem Fafer und Nerv. Die Schmerzen waren oft unerträglich. Die Nächte wurden durchannert. Die allgemeine Schwäche und Abspannung aller Kräfte nahm rasch zu.

\*) Was fällt Dir ein?

\*\*) Wenn Vater das nicht hören mag, dann gebe Vater doch hinaus! Hier steht: Ich bin der Herr, Dein Gott. Unser Herrgott soll dem Vater doch wohl nicht aus dem Wege gehen?

Dennoch verläugnete sich die Natur der alten Frau auch jetzt nicht. Wenn's ihr auch noch so schwer ward, im Bett war sie noch keinen ganzen Tag geblieben, sie mußte heraus, wenn auch nur auf wenige Stunden, um sich, mühselig genug, in die Küche hinauszuschleppen, um in den Keller hinabzusteigen, die Vorräthe zu überwachen und genaue Aufsicht zu halten. —

Die erste Magd, welcher jetzt die Wirthschaft anvertraut werden mußte, war keine gute. Eine Zeitlang hatte sie die Alte gehegt und gepflegt, und allerlei Anspielungen gemacht, woraus deutlich genug zu erkennen war, daß sie im Testament bedacht werden möchte. Damit war sie aber an die Verkehrte gekommen. Erstlich mal fiel's der Alten gar nicht ein, ihr Testament zu machen, denn sie wollte nicht sterben, und hernach ließ sie sich auch von keinem Menschen beschwären und etwas abzwacken. Seitdem die Dirne das gemerkt, kümmerte sie sich nicht mehr um die Kranke, drei Mal ließ sie sich rufen, ehe es ihr gesiel zu kommen, die Krankenspeise war nachlässig und schlecht bereitet und Nachts ließ sie sich nicht bewegen, an's Bett zu kommen. —

Dem Bauern war von jeher nichts mehr zuwider als Krankensublen und Arzneiflaschen. Man konnte ihn damit weit wegjagen. Als nun gar eine böse Ausdünstung sich entwickelte im weiteren Verlaufe der Krankheit; als die furchtbaren, offenen Wunden jeden Tag verbunden werden mußten, da erklärte er rücksichtslos und hart, die Geschichte könne er in seiner unmittelbaren Nähe nicht ertragen, da sei ja noch die Kammer im Sommerhause, da müsse das Bett hinüber. —

Die Alte sagte gar nichts, sie war müde geworden, aber zu den Stichen, die sie in der kranken Brust leiblich fühlte, ging ihr auch noch ein Stich durch's Herz. — Selbigen Tages siedelte sie nach der Kammer hinüber. Da lag sie denn die langen, langen Stunden ganz allein. Der eigene Sohn ließ sich oft Tagelang nicht bei ihr sehen. Freunde und Nachbarn kümmerten sich nicht um sie, sie hatte sich auch nie um Andere bekümmert, die in Noth und Tod dalagen und konnte sich nicht beklagen.

Der einzige Lichtstrahl in dieser Dunkelheit war der Junge. Von jeher hatte die Großmutter treu und gut für sein leibliches Gedeihen gesorgt. Mit all' seinen kleinen Freuden und Leiden war er zu ihr gekommen, als der Einzigen, die er hatte; und in den Kinderkrankheiten, die er durchgemacht, hatte sie ihn Tag und Nacht gepflegt. —

Der Junge hatte ein dankbares, weiches Gemüth. An jedem Morgen, wenn er aufgestanden und angezogen war, ging er zuerst zu der Kranken.

Zärtlichkeit und gefühlvolles Wesen war der Alten auch jetzt noch fern, aber sie streckte doch ihre abgemagerte Hand unter der Decke hervor und es that ihr gut, die kleine, runde, weiche Kinderhand in ihren knöchernen Fingern zu fühlen. Ja, sie hatte schon gesehnt und geharrt auf diesen Augenblick, in der schlaflosen, schmerzreichen Nacht.

Dann hatte der Kleine seine täglich wiederkehrenden Geschäfte bei der Großmutter, er brachte ihr die Schaale mit lauem Wasser und die Verbandstücke, er brachte ihr eine Weile darnach den Morgentauk, er stellte Tisch und Stuhl zurecht, er lüpfte ihr sogar das Kopfkissen. Dann mußte er in die Schute. Aber sobald er heimkehrte, fragte er wieder an, ob sie etwas bedürfe. In seiner freien Zeit saß er auch wohl ein Stündchen am Bett und las laut aus seinen Büchern. Die Kranke lag ganz ruhig dabei und gab kein Zeichen weder des Beifalls noch des Mißfallens. Doch mußte ihr die Gesell-

schaft wohl lieb sein und die Stimme des Kindes hörte sie gern. Was sie sonst noch da heraushörte, weiß ja nur der, der in's Verborgene sieht.

Inzwischen griff die Krankheit mit ihren Schmerzen immer weiter um sich, es gab Zeiten, wo die Kranke laut schreien mußte.

Der Bauer war außer sich darüber. Dies Geschrei konnte und wollte er nicht hören, es jagte ihn zum Hause hinaus. —

Der arme Junge war schnell hingelassen, als er zum ersten Mal das Schreien hörte. Die großen Augen voll Thränen, stand er entsetzt am Bette, wo die Kranke sich wand vor Qual. Er fragte, aber er bekam keine Antwort, er hielt das Wasserglas hin, aber es ward nicht angenommen, er holte die Arznei, aber sie ward zurückgestoßen.

Nur seine Hand wollte die Kranke haben, — die hielt sie so fest, daß es ordentlich weh that, aber der Junge zuckte nicht. Endlich, endlich war der Anfall vorüber, allmählig sanken die Schmerzenswogen, das Sammern ward zum Stöhnen, das Stöhnen zum Seufzen. Die Kranke strich sich das wirre Haar aus der Stirn, sie richtete sich halb auf, sie weinte bitterlich. Der Junge weinte auch seine hellen Thränen. Der Augenblick war gekommen, wo die harte Herz sich beugen mußte vor der Macht dessen, der über sie gekommen, mit seiner gewaltigen Hand. Sie hatte etwas auf der Seele, sie wollte dem Jungen etwas sagen, mühsam und schwer rangen sich die Worte los von ihren Lippen. Und was war's denn? sie erzählte ihm, daß er eine Mutter habe, sie beschrieb es ihm, wo seine Mutter wohne, sie trug ihm auf, wenn sie todt sei, solle er seinen Vater bitten, daß diese Mutter wieder in's Haus käme, denn sie müsse dann für ihn sorgen. Eher aber sollte er sich nichts merken lassen und keinem sagen, was sie ihm erzählt habe. —

Im ersten Augenblick ging es dem Jungen sonderlich nahe, daß die Großmutter sterben wolle, später kamen auch andere Gedanken über ihn, viele, viele Gedanken, — sein kleines, lustiges Gesicht konnte oft ganz ernst und nachdenklich aussehen. —

Am Tage konnte der Bauer wohl weglaufen vor dem Geschrei und Jammern seiner kranken Mutter, aber Nachts. — Mit seinem Schlaf war's doch nur schlecht bestellt. Wenn er endlich eingeschlafen war, dann weckte ihn jedes leise Geräusch. Und nun diese Jammertöne, die beinahe in jeder Nacht durch's Haus gingen, oft ganze Stunden. Er mußte dann wohl aufstehen und zu der Kranken gehen. Aber helfen konnte er ja doch nicht. Eine Weile starrte sie ihn an mit den schmerzverzerrten Zügen, aus den tiefliegenden Augen, dann wies sie ihn weg, er möge sich doch schlafen legen, sie wolle ihm den Schlaf nicht rauben. Schlafen! ha! wer könnte denn schlafen? dachte der Bauer und ging bitteren Sinnes davon in seine einsame Kammer.

Ein gewaltiger Sturm tobte um's Haus. Die Nacht war sternlos. Nach langem Wachen war Hartwig Stehn endlich eingeschlafen. Da fährt er empor. Es hat ihn Jemand gerufen. Er lauscht. Ein furchtbarer Windstoß erschüttert das Haus, heult im Schornstein, reißt die Fensterläden auf, klirrt mit den Schreibern. Da ruft es zum zweiten Mal. Es ist seine todtkranke Mutter, die ihn ruft, er muß hin. Nachts ist er in den Kleidern.

Die Kranke liegt still, aber schwer athmend auf dem Bette. Das düstere Licht der Nachtlampe wirft einen fahlen Schein auf das todtbleiche Gesicht. Es steht schlimm, sehr schlimm, das kann Jeder auf den ersten Blick sehen. Dennoch richtet die Kranke sich mit ihrer letzten Kraft auf, sie ergreift die Hand des

Sohnes, ihre abgezehrten Finger legen sich fest um die seinigen, sie sieht ihn an, ihre hohlen Augen voll Todesangst, bohren sich fest in sein Antlitz, sie will reden, mühsam stößt sie die Worte heraus: „Hattig, id blien un doot, doot as Dien Vatter! — id kann awerst ni starwen — Dien Fru steiht dor in de Eckel man hin, dor steiht sei all lang — jeder Nacht kommt sei mit ehr bleef Gesicht — un denn böht sei de Han'n to höchst, un will ehr Kind wedder hewon; — Hattig, Du mußt ehr wedder im Haus nehm'n — dat geiht ni anners — Du mußt mi dat verspreken — dat id starwen kann — id kann't ni meer afholten! \*

Die Kranke packte mit beiden Händen des Sohnes Hand — sie klanmerte sich an seinen Arm, sie raste sich mit gewaltiger Anstrengung hoch empor, um seinem Gesicht näher zu sein, sie starrte ihn an, sie bohrte ihre Augen in seine. Was sollte er thun, ein entseztliches Grausen packte ihn, er wollte ihre Hände lösen, aber er vermochte es nicht, sie hielt ihn kraupfhaft fest. Er nickte mit dem Kopfe. Zu reden war er nicht im Stande, die Kehle war ihm zugeschnürt. Die Kranke hatte seine Geberde wahrgenommen, sie nickte ihm wieder zu. Dann sank sie mit einem lauten Aufschrei in die Kissen zurück. Aber ihre Finger hielten noch im Todeskampf die Hand des Sohnes fest. — Noch einmal ein tiefes Nöcheln, dann war's vorbei. —

Der Bauer zitterte an allen Gliedern. Die Zähne im Munde schlugen ihm zusammen. Er will seine Hand losmachen, Finger nach Finger muß er mit seiner freien Hand aufbiegen, und die Finger sind so starr und eiskalt. Da fällt sein Auge auf den Tisch am Bett, — ein aufgeschlagenes Buch — der Junge hat es liegen lassen am Tage vorher, die erste Seite ist zufällig aufgeklappt, da stehen mit großen Zügen die Worte: „Ich bin der Herr, Dein Gott, Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!“

Der gewaltige Sturm braust und heult noch immer zu. Der Bauer eilt davon, er weckt die Leute, er geht in seine Kammer. Der Sturm umbraust ihn auch hier. Aber was ist der Sturm draußen gegen den Sturm in seiner Brust, den das letzte Wort der Sterbenden in ihm heraufbeschworen!

Am anderen Morgen saß der Bauer in der Stube, er hat nicht gegessen, noch getrunken, er weiß kaum selber, wie die Nacht vergangen ist. Vorn übergebengt sitzt er da und starrt vor sich hin, er merkt kaum, was um ihn her vorgeht. Da legt sich eine Hand auf seinen Arm, er sieht auf und blickt in seines Kindes Antlitz. Der Junge sieht mit großen, ernsten Augen vor ihm und sagt: „Vatter, id fall Di nog wat seggen von Großmoder! dat hett sei mi anbefalen! Du saußt mi mien Mutter wedder gewen! \*\*“

Der Bauer sagte gar nichts. Er ließ den Kopf wieder tief herabstinken und starrte vor sich hin. So saß er noch Stunden lang. Der arme, kleine Junge sah noch eine Weile verwundert auf seinen Vater, dann nahm er Tafel und Bücher und ging, langsamer als sonst, in die Schute.

Die Alte ward begraben, und die beiden nächsten Leidtragenden, Sohn und Enkel, gingen dicht hinter

\*) Hartwig, id sterbe! sterbe, wie Dein Vater, id kann aber nicht sterben! Deine Frau sieht da in der Ecke, sieh mir hin, da steht sie schon lange, jede Nacht kommt sie mit ihrem bleichen Gesicht, und dann hebt sie die Hände empor, und will ihr Kind wieder haben. Hartwig, Du mußt sie wieder in's Haus nehmen, es geht nicht anders. Du mußt mir's versprechen, damit id sterben kann! id kann's nicht mehr aushalten.

\*\*) Vater, id soll Dir noch etwas sagen von der Großmutter! Das hat sie mir anbefalen. Du sollst mir meine Mutter wieder geben.

dem Sarge. Als man wieder in's Trauerhaus zurückkam, kümmerte der Bauer sich gar nicht um das Gefolge, er hatte auch kein Wort gesprochen. Mit einer unruhigen Hast ging er sogleich auf die Thür zu, die in's Sommerhaus führte, wo die Leiche gestanden, wo auch die Kammer lag, in welcher die Alte gestorben, drehte den Schlüssel um, daß er in dem alten Schloß kreischte, zog ihn ab und warf ihn in den Hofgraben. Dann setzte er sich wieder hin, vorn übergebengt, und starrte stumm und regungslos vor sich hin. Die Leute sahen mit Verwunderung auf ihn hin und schüttelten die Köpfe. —

Als aber die Nacht kam und Alles stille ward in dem großen Hause, da konnte Hartwig Stehn wieder nicht schlafen, es litt ihn auch nicht im Bette. Er mußte aufstehen und wandern. Die Kugellichte in der Hand, durchwanderte er das ganze Haus, die Ställe, die Böden, die Kammern. Zuletzt ging er in die Küche, er suchte sich auf dem Heerd eine ausgebrannte Holzfohle. Damit ging er ganz hinten in eine abgelegene, unbenutzte Geschirrkammer, schloß die Thür hinter sich und kam erst nach langer Zeit wieder heraus! —

So ging es jede Nacht. Um seine Wirthschaft kümmerte er sich gar nicht. Die Knechte, die ihn fragten, was sie vornehmen sollten, bekamen keine Antwort. Er saß Tag für Tag auf demselben Fleck und starrte vor sich hin. Nur bisweilen, wenn's recht stürmte, sah man ihn durch die Felder gehen, mit großen, eiligen Schritten, als habe er's sehr eilig.

Der Bauer in der Goldgrube war gemüthskrank geworden. Die Sache konnte so nicht fortgehen. Der nächste Nachbar, der alte, bedächtige, wohl-erfahrene Bauer Caspar Holm ward zum Administrator bestellt. Der sah denn auch in jeder Weise nach dem Nechten. Am meisten dauerte ihn der arme Junge, und mehr als einmal ging der alte Mann, den weißen Kopf schüttelnd davon und brummte vor sich hin: „Dat arme unschuldige Kind! dor mütt Naad schafft warn!“ —

\* ) Das arme, unschuldige Kind! Da muß Rath geschafft werden.

(Fortsetzung folgt.)

### Einiges aus Heidenpredigten in Andukotta.

Von Missionar J o r n.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend ging ich mit Cornelius, dem Lehrer des Ortes, einem früher schon erwähnten Misajam, und einigen nachfolgenden Leuten aus, um die Stadt zu besuchen und den Heiden zu predigen. Karabagudi ist reizend. Die ganze Stadt ein Garten von Bambus, Palmen und Mangos. Am östlichen Ende sind ungeheure Steinbauten für Indigozubereitung. Große terrassenförmige Teiche, einer sich an den andern reichend durch mächtige Röhren verbunden: kolossale Brunnen. Ein europäisches Haus, d. h. für einen Europäer berechnet (früher vor 60 Jahren etwa, hatte einer drin gewohnt), aber nun eine Wohnstätte der Fledermäuse. Von einem erhöhten Sitz aus sah man die See, 15 Meilen weit. Sonst in der Stadt waren behäbige Häuser. Auch ein königlicher Palast, Vorathshäuser, Gefängniß, Gericht u. s. w. Während wir so gingen hatte sich unser Gefolge mehr und mehr vergrößert, bis wir auf dem großen Markte, größer als selbst der hier in der Hauptstadt, Posto faßten.

Der Lehrer las mit lauter Stimme einen Tractat vor und die Leute strömten herzu. Welch ein Hause! Just neben mir standen zwei Muhammedanerpriester, wie sie genannt wurden. Auf der andern Seite Brahminen — das waren die Hauptleute. Sonst von allem Alter, Geschlecht und Kaste. Besonders viele Muhammedaner. Nachdem der Tractat verlesen war wandte ich mich besonders an diese. Ich erzählte ihnen Muhammeds Auftreten, die Art seiner Belehrungspraxis, wie er eine Strafe der abgefallenen Christen gewesen sei und wie noch heute seine Anhänger das Christenthum haßten. „Hier sind drei Religionen vertreten,“ sagte ich, mich an alle wendend, „Christen, Heiden und Muhammedaner. Ich will keine beschimpfen. Aber laßt uns als Menschen, die eine ewige Seele haben, den Prüfstein an eine jegliche derselben legen und sehen, welche die Prüfung besteht. Denn es kann nur eine Wahrheit geben, da Gott ein Gott ist und wir Menschen eines Geschlechtes.“ Und ich zeigte ihnen zunächst die Heiligkeit Gottes. Und unsere Sünde. Und Gottes notwendigen Zorn, der nicht ohne weiteres sich in Gnade umwandeln kann. Und unser Unvermögen, uns zu erlösen. — Das nahmen alle an. Nun frug ich: „Wie also werden wir selig?“ und gab ihnen die Antwort, die von Christo sagte und wie wir durch ihn zu Gott kommen und Gott angenehm werden. — Ernst hatten alle zugehört und alle standen schweigend da, als ich aufgehört. Nur ein alter Mann sagte ob er meiner Rede Inhalt wiederholen dürfte, um sich zu vergewissern, daß er mich recht verstanden. Er hatte mich recht verstanden. Als niemand widersprach, sagte ich: „Zeigt mir einen bessern Weg zu Gott, so will ich ihn gehn; oder wo nicht, werdet alle Christen. Saib, (mich an den ältesten Muhammedanerpriester wendend) antworte!“ Der sagte, er wüßte nichts besseres. Weil niemand redete, machte ich ihnen durch Gleichnisse und besonders eine Erzählung noch einmal die Veröhnung, die Stellvertretung Christi ganz klar, wobei ich die Menge förmlich catechisirte — und ging dann, höflich entlassen, nicht recht wissend, was ich von den Leuten denken sollte.

In Karabagudi sind drei angesehene römische Familien. Von diesen kam nun ein Mann und bat mich in ihre Hauskapelle zu kommen. Wir kamen an ein großes, schönes Haus indischen Musters. Da hatten sich die drei Familien versammelt, nette Leute. Die Kapelle wurde erleuchtet und ich hineingeführt. Die Leute hatten es sich was kosten lassen. Ein schöner Altar mit Leuchtern, die Masse von massivem Silber. Ein Crucifix in der Mitte. Oben über eine Marienfigur, vergoldet, mit einer goldener Krone. Sonst St. Peter und Paul, der heilige Xavier, Antonius, der Erzengel Michael. „Hier beten wir sonntäglich an,“ sagte der Hausherr, „und einmal im Jahr kommt der Priester, liest die Messe und reicht uns das Sacrament.“ „Was betet ihr an, Goldkind (so hieß er)“ sagte ich, „sei aufrichtig! betet ihr diese Figuren an?“ „Ja“ sagte er. Ich drückte mein herzliches Leidwesen darüber aus, verwies auf das, was ich bei der Heidenpredigt gesagt und was die Männer gehört hatten und bat sie endlich um eins, nämlich: wenn sie denn vor den Figuren sich beugen wollten, so sollten sie das Crucifix in's Auge fassen und denken: „So hat mein Heiland, der zur Rechten Gottes sitzt, für mich verfluchten Sünder gelitten und mich erlöst. Dafür will ich mein Leben lang ihm dankbar sein.“ Das versprachen sie.

Nun gingen wir in das Haus jenes Heiden, dessen

Bruder so krank sein sollte. Und welches Schmerzensbild! Auf der Verandah lag ein Knabe von etwa 13 Jahren, sprachlos, unbeweglich, mit hochaufgeschwollenen Beinen, blutunterlaufen, ebenso sein Hals. Er war eines Tages in unserer Schule umgefallen und so geworden. Sein Bruder, der mich gebeten zu kommen, war nicht da. Aber sein Vater und mehrere Verwandte. Sie waren alle Anbeter des Teufels Karuppen d. d. des Schwarzen. Ich redete zu ihnen von ihrem Teufel und meinem Gott und Heiland. Von der Krankheit, die ärger als alle andern, von dem ewigen Tod. Von der rechten Heilung durch Christum. Sie antworteten mir nur mit Bitten und Flehen den Zungen zu heilen, da alles vergeblich sei was sie probirt. Ich antwortete ihnen der Wahrheit gemäß und auf ihre Frage hin, daß ich glaubte, der Junge würde bald sterben. Der wahre Gott könnte ihn zwar leichtlich gesund machen zu diesem Leben, aber da sie das große nicht achteten, wüßte ich nicht, ob er ihnen das kleinere gewähren wollte. Aber ich wollte ihn bitten, den Jungen zu heilen, so es sein weiser Wille wäre. Ich selbst könnte gar nichts thun. Ich bat auch den Herrn inbrünstig, sich zu beweisen und ihre Seelen von des Teufels Banden zu erlösen. So ging ich. Unterwegs traf ich den Bruder, der mir nicht mehr von der Seite wich, mich mit Thränen und Bitten drängte, Gott zu bitten für den Knaben und mich wohl 100 mal frug was ich dächte, ob es zum Tode sei, obwohl ich ihm ebenso oft gesagt, ich glaubte es sei zum Tode. Ich entließ ihn mit dem Rath, den Knaben auf einer Bahre in's Hospital nach Tanjora zu schaffen, an dessen Vorsteher ich einen Brief zu geben versprach. — Sie haben nicht so gethan, denn ein paar Tage nachher erhielt ich hier die Nachricht, daß die Geschwulste sich geöffnet haben und der Knabe viel besser sei. Und daß alle Leute sehr wünschten, noch einmal eine Predigt zu hören. Weiter nichts näheres. — Ueber diesen Sachen war die Sonne unter und der Mond aufgegangen. Ich trank meinen Thee und hatte noch Plasterciien mit unserm Landpächter dort. Um zehn Uhr fuhr ich ab, sehr müde, aber sehr froh und fröhlich. Ein Mann ging noch 15 Meilen mit, um den Weg zu zeigen, mit dem redete ich noch viel. Und seinen Dank zeigte er dadurch, daß er nichts für sein Mitgehn annehmen wollte.

Aber, aber — ein armes Menschenherz ist leicht versucht zu fragen und zu zagen: gar keine Frucht, o Herr? Doch die Sache ist des Herrn. Auf unsern Ausfällen haben wir nicht zu pochen. Und können andere der Wahrheit gemäß sagen, daß sie viel gefät und gearbeitet haben — ich leider nicht. —

2.

Wie ein vornehmer Heide sich zur Kaste stellt.

Von Leuten, die der reformirten Kastenpraxis huldigen, ist die Behauptung aufgestellt worden, daß, wenn Christus als Paria geboren wäre, kein Kastenmann mit ihm gegessen haben würde. Solche Behauptung ist für eine Widerlegung eigentlich nicht gemacht, denn es hört dabei, wie man sagt, alles auf. Doch möchte folgende Geschichte darthun, daß die Sachen anders liegen.

Cornelius und Njanamattu waren im Januar 1874 auf eine zehntägige Predigtrunde gesandt. Am entferntesten Punkte, nachdem sie einen Weg von 60—70 Meilen zurückgelegt, kamen sie zu dem Hause eines reichen und angesehenen Heiden aus hoher Kaste. Sie sagten, daß sie vom Missionar

von Judasotta ausgefaßt seien das Evangelium zu predigen, ein Thun, daß vom wahren und einigen Gott geboten „Sagt an,“ war die Erwiderung. Es sammelte sich eine Gruppe von allerlei Leuten noch um sie, außer dem Hansherrn, und Cornelius nahm das Wort. Er sagte: „weit verbreitet, o Herr, ist der Ruf deiner Barmherzigkeitswerke und dein Name wird mit Lippen der Ehrfurcht genannt; darf ich dich fragen, warum du solche Werke thust?“ „Aus keinem andern Grunde, als um mir die Gunst des Allmächtigen zu erwerben und das Ufer des Lebens zu besteigen.“ — „Es ist, o Herr, dein Ziel das höchste und beste und dein Thun ein löbliches. Aber zürne deinem Knechte nicht, wenn ich dir sage, daß du trotzdem damit weder die Gunst des Allmächtigen noch Seligkeit je erlangen wirst.“ „Deine Rede ist feltfam. Wenn nicht durch Wohlthun, wodurch sonst soll ich die Seligkeit erlangen?“ — „Lege, Herr, die herzliche Begierde deiner Seele in diese Frage, so wirst du durch die Antwort Sättigung empfangen —“ sagte Cornelius und hob an von des Menschen geistlichem Tod und völligem Unvermögen zu reden. „Kann ein an Händen und Füßen Gefesselter auch irgend etwas thun, einem reißenden Thiere zu entriunen? werden all seine schwachen und eitlen Versuche ihm etwas nützen?“ — Aber der Mann bestritt alles das, konnte nicht einsehen, in welchen Fesseln er läge. Da redete Cornelius scharf von der Sünde, von dem verzehrenden Feuer des Hornes Gottes, von Hölle und ewiger Verdammniß — „und Zittern und Angst befiel den Mann, Herr,“ sagten mir nachher Mananukta und noch ein anderer Zeuge dieses Gesprächs. Und lange lange redete Cornelius von der Gnade Gottes in Christo Jesu. — Da sagte, der Heide das hier so volkthümliche Wort der Emmausjünger: „bleibt bei mir, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt — ich will euch Wasser geben eure staubigen Füße zu waschen und ihr sollt unter meinem Dache mit mir essen und trinken und ruhen, und morgen sagt mir mehr von diesen Worten von Christo.“ „Nein, Herr,“ sagte Cornelius, „unsere Reise ist uns vorgezeichnet und — ich bin ein Paria.“ — Der Mann war erst etwas verdutzt, sagte aber dann: „Solches sage nicht; das Wort deines Mundes und die Weisheit deines Herzens erhebt dich weit über mich. Komme, ich mit mir und meine Frauen sollen dir Wasser gießen.“ — Du bist gütig, Herr, aber vielleicht würde dich morgen reuen, was du heute gethan. Glaube an das Evangelium, folge Christo, das ist meine beste Speise. Ich gehe, Herr.“ —

(Leipz. Miss. Bl.)

### Kirchliche Chronik.

Zu denjenigen kirchlichen Behörden in Deutschland, welche in jetziger Zeit besonders angegriffen werden, gehört vor allem das bairische Ober-Konsistorium, an dessen Spitze der alte Streiter für das Recht der lutherischen Kirche, Harleß steht. Leider erfolgen diese Angriffe nicht nur von Seiten des Protestantenvereins, sondern auch von Lutheranern wie der „Freimund,“ und zwar nicht immer mit der nöthigen Vorsicht. So wurde der genannten Kirchenbehörde ein Vorwurf daraus gemacht, daß der reformirte Pfarrer Dr. Adelberg in Erlangen an eine lutherische Gemeinde versetzt sei. Und gewiß wäre das ein Act nicht zu rechtfertigender Religionsmengerei, wenn der betreffende Herr als reformirter Pastor in einer lutherischen Pfarrei angestellt wäre. Nun macht aber das Konsistorium amtlich bekannt, daß Pastor Dr. Adelberg vor seiner Ver-

setzung zur lutherischen Kirche übergetreten und auf die lutherischen Bekenntnisse verpflichtet sei. Jene Angriffe entbehren also jeglicher Begründung. Wir aber freuen uns, daß Herr Pastor Dr. Adelberg wieder zu seiner Mutterkirche zurückgekehrt ist. Möge er ein treuer Bekenner derselben allzeit sein und bleiben.

In *Banner und Volksfreund*, einer sehr freisinnigen politischen Zeitung Milwaukee's, wird in der Nummer vom 17. Februar über freigeistliche Zustände folgende Mittheilung gemacht:

„Eine auffallende Thatsache ist, daß, je größere Fortschritte das freie Menschenthum nach allen Richtungen hin macht, die Freien Gemeinden, welche ihrer Aufgabe nach dieses freie Menschenthum in besonderer Weise pflegen, immer entschiedener zurückgehen, und zwar nicht bloß in Amerika, sondern auch in Europa. In Amerika sind zwar in den letzten Jahren zwei Freie Gemeinden entstanden, nämlich eine in der Bundeshauptstadt Washington und die andere in San Francisco; aber was will das gegenüber der Thatsache bedeuten, daß so viele freie Gemeinden, welche früher bestanden, gänzlich zu Grunde gingen, während die Freien Gemeinden in St. Louis, Philadelphia und andern Plätzen vielfach nur noch eine kümmerliche Existenz aufweisen. Auch hier in Milwaukee ist in der Freien Gemeinde, was die Zahl ihrer Mitglieder anbelangt, kein nennenswerther Fortschritt zu verzeichnen, wenn überhaupt von einem solchen die Rede sein kann. Die in neuester Zeit in Minnesota zu Stande gekommenen Freien Gemeinden sind wieder eingeschlafen, mit Ausnahme der von Minneapolis, welche übrigens ebenfalls kein Lebenszeichen von sich gibt. Ebenso gingen die freien Gemeinden in Oshkosh und Kiel nach kurzer Existenz wieder zu Grunde und die Versuche, das Frei-Gemeindenthum nach Racine zu tragen scheiterten vollständig. Andere Freie Gemeinden haben, da sie nicht vorwärts kamen, sich andere Namen beigelegt, so z. B. in Davenport, die den Namen Freidenkerverein annahm. Aber auch die an verschiedenen Plätzen bestehenden Freidenkervereine konnten nirgendwo zu einer eigentlichen Blüthe gelangen. Die meisten sind nach kurzer Zeit wieder eingegangen oder fristen nur eine Scheinexistenz.“

In Deutschland sieht es in dieser Beziehung nicht minder trübselig aus. Allenthalben bemerkt man einen Rückschritt oder einen gänzlichen Verfall und von einem wirklichen Fortschritt der Freien Gemeinden ist nirgends eine Spur zu entdecken.

Das Wiesbadener „Sonntagsblatt,“ herausgegeben von Sprechern und Vorstehern der süddeutschen Freien Gemeinden, und deren Organ, sowie das Organ der „Freireligiösen Stiftung,“ das bereits im 25. Jahrgang erscheint, klagt in seinen jüngsten Nummern bitter über „die allgemein herrschende Gleichgiltigkeit innerhalb unsrer (d. h. der Freien) Gemeinden, die bei der gegenwärtig so lebendigen Bewegung auf dem religiösen Gebiet unbegreiflich ist,“ und bekundet, daß obwohl, sowohl der Redakteur jenes Blattes, als auch die übrigen Mitarbeiter „seit her gratis gearbeitet hätten, die Zahl der Abonnenten sich so vermindert habe, daß die fernere Existenz des Blattes aus finanziellen Gründen in Frage gestellt sei.“ Weiter sagt jenes Blatt, daß es zu meist der „Welpunkt“ sei, an dem ganze Gemeinden gescheitert seien.“

Das *Banner* fragt: Ob es wohl bloß der Welpunkt ist? und glaubt dann einen weiteren Grund darin zu entdecken, daß das freie Menschenthum eben so frei geworden sei, daß sich die Anhänger

desselben in gar keine Gemeinden mehr wollten binden lassen.

Uns erscheint die ganze Thatsache gar nicht auffallend, sondern nur der natürliche Verlauf der Dinge. Die Sprecher der Freien Gemeinden änten einfach, was sie selbst säen. Ihre ganze Kraft besteht in ungeheuerlichen Deklamationen gegen das Christenthum, dessen Lehren in ihrer Reinheit wohl kaum ein einziger von ihnen kennen zu lernen sich die Mühe gibt, aber gewiß keiner versteht. Dergleichen Schmähungen hören nun die Ungläubigen wohl eine Zeitlang an, aber allmählich läßt der Reiz der Neuheit nach, und die erst so begierig herbeiströmenden Zuhörer bleiben allgemach fort. Außerdem braucht einer nur einen halbwegs guten Konfirmandenunterricht in seiner Jugend, natürlich nicht bei einem Protestantenvereiner oder Rationalisten, sondern bei einem lutherischen Orthodoxen gehabt zu haben, um zu erkennen, daß die meisten der von den freireligiösen Redner gegen den christlichen Glauben vorgebrachten Gründe auf handgreiflichen Verdrehungen oder grobem Mißverständnisse der Schrift beruhen. Solche in ihrer Jugend ordentlich unterrichtete Leute gibt es aber jetzt viel mehr als in früheren Zeiten. Da werden sie denn, wenn sie auch mit der Absicht der Redner übereinstimmen, doch bald gegen die Fähigkeit derselben mit Mißtrauen erfüllt.

Was vermögen nun aber auch die freidenkerischen Sprecher ihren Zuhörern sonst zu bieten? Etwas eine auf strenge Sittlichkeit haltende Philosophie? Aber damit sind die Herren Sprecher leider selbst unbekannt, abgesehen, daß ein für gesunde Moralität noch eifriger Mann sich auf einen solchen Standpunkt, wie ihn die Freien Gemeinden nach ihren Blättern zu schließen hier annehmen, nicht lange wird anhalten können. Oder sollen sie die Fortschritte der Naturwissenschaften aneinandersehen? Aber dazu gehört Studium und Geistesarbeit, abgesehen davon, daß auch damit dem Menschen für seine Beredlung ebensowenig gedient ist, wie mit dem Schein von Philosophie, auf den viele so stolz sind. So bleibt denn den Herren Sprechern nichts übrig als das weite Gebiet der Phrase und hohlen Redensarten, auf dem es denn auch manche zu einer wahren Meisterschaft gebracht haben. Wir können das Frei-Gemeindlerthum ruhig der Selbstauflösung, welcher es entgegengeht, überlassen.

Überall arbeitet man auf Trennung der Kirche vom Staate hin, nur in Schottland, wo seit 31 Jahren eine blühende Frei-Kirche besteht, versuchte man dieselbe wieder mit der Staatskirche zu vereinigen. Man hat nämlich durch ein Gesetz den Gemeinden innerhalb der Staatskirche unumschränktes Wahlrecht eingeräumt, durch dessen Verfassung einstmals der Austritt eines großen Theils der Glieder aus den alten Gemeinden und damit die Bildung der Freikirche veranlaßt wurde. Ob die letztere zu der Vereinigung wohl bereit sein wird? Wir bezweifeln es sehr. Welche Kirche sollte wohl Lust haben unter die Herrschaft eines Staates zurückzuführen, der, wie es heutzutage überall der Fall ist, von wechselnden Kammermajoritäten, in denen Juden und Heiden das Hauptwort führen, regiert wird. Wahrlich die Kirche hat von einer Verbindung mit dem Staate nichts zu hoffen und kann durch eine ehrliche und reine Trennung nur gewinnen. Aber freilich der Staat verliert viel, der aufhört das Christenthum zu pflegen und zu fördern. Bis jetzt haben Regierungen, denen Religiosität oder Irreligiosität ihrer Unterthanen gleichgiltig war, noch nicht lange bestanden. Im Gegentheil die Geschichte lehrt, daß wachsende Ir-

religiösität ein Hauptgrund des Untergangs der Staaten war. B.

Wenn das „Gemeinde-Blatt“ in der kirchlichen Chronik seine Leser unterrichtet halten soll von besonderen Vorgängen und Ereignissen auf dem ganzen Gebiet der Christenheit, damit sich die Leser ein Urtheil über das kirchliche Leben der Gegenwart bilden können, so gehört unseres Erachtens auch von Zeit zu Zeit einmal ein Einblick in die Predigtweise der modernen Zeit, wie wir sie aus der Predigtliteratur und aus den Zeitschriften erkennen können. So wollen wir diesmal unsere Leser einen Blick thun lassen in die Predigtweise, nach Inhalt und Form, wie sie in der reformirten Kirche hiesigen Landes herrschend geworden zu sein scheint. Es handelt sich nemlich hier um eine Predigt des reformirten Pastors Doctor Dietrich Willers, die „zur Eröffnung der Versammlung der deutschen reformirten Synode des Ostens bestimmt war.“ Da aber der Herr Doctor durch Unwohlsein verhindert wurde, der Synodalsitzung beizuwohnen, so schickte er wenigstens seine Predigt ein, dieselbe wurde vor versammelter Synode gelesen und auf einstimmigen Beschluß der Synode in der „Reformirten Kirchenzeitung“ veröffentlicht. Wir haben es also hier nicht mehr nur mit der Predigt eines einzelnen Pastors zu thun, denn die ganze Synode hat sich zu derselben bekant und sie durch Veröffentlichung zu der ihrigen gemacht, weshalb wir oben auch von der Predigtweise innerhalb der reformirten Kirche dieses Landes reden konnten. Der Text steht Apostelgesch. 2. 11.: „Wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden.“ Nachdem in der Einleitung gesagt worden war, daß „der schauernde Grönländer und der glühende (!) West-Indier u. s. w. das Wort Gottes in ihrer eignen Sprache hören, werden Thema und Theile der Predigt wie folgt angegeben: Wir sollen die großen Thaten Gottes in unserer deutschen Sprache verkündigen. 1. Der Beweggrund dazu. 2. Die großen Thaten Gottes selbst. — Die vor uns liegende Nummer der reformirten Kirchenzeitung enthält nur den ersten Theil der Predigt, aus dem wir nun einiges mittheilen wollen, indem wir uns nur um des Raumes willen schwer dazu entschließen können, ihn nicht ganz hier abzudrucken. Er fängt also an:

„Am Pfingstfeste hörten die verschiedenen Völker die großen Werke und Thaten Gottes, Jeder in seiner Sprache. Dies überzeugt uns von dem Willen Gottes, daß nicht in einer fremden Sprache, wovon das Volk nichts versteht, das Evangelium soll verkündigt werden, sondern in einer bekantten und verständlichen Sprache.“ Soweit schon gut und schön. Nun aber nimmt der Herr Verfasser von seinem Texte Abschied und kommt auch nicht mehr zu ihm zurück; sondern zeigt kurz wie unseren deutschen Vorfahren das Evangelium gebracht und später die Buchdruckerkunst erfunden wurde. Dann aber geht er auch von dem „Beweggrund“ ab, den er im ersten Theil behandeln wollte, und hebt an die großen Thaten — Gottes? ach nein, seiner lieben Deutschen zu schildern. Denn er fährt nun fort:

„Unter den Hauptwerken, wodurch die Deutschen sich ausgezeichnet haben, gehört unter göttlicher Leitung und Führung die Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache. Zwar hatte ein Peter Waldus die vier Evangelisten schon in der französischen Sprache geliefert (!) und Wycliffe hatte das Neue Testament in die englische Sprache übersetzt. Aber in unserer deutschen Sprache war noch keine Bibelübersetzung zu Stande gebracht.“ Der gelehrte

Herr Doctor haben also auch noch nichts von der Alfilas-Bibel aus dem vierten Jahrhundert und anderen Uebersetzungen vor Luther gehört. Und weiter unten heißt es:

„Und unsere deutsche Bibelübersetzung hat sich nun über alle Welttheile verbreitet. Auch die Seefahrer und Weltumsegler haben zu ihrer Verbreitung mitgewirkt. Der kühne Columbus, der Herzog von Visco, Vasco de Gama, Coote und Drake haben das Christenthum und mit demselben die Bibel nach Amerika, Afrika und den östlichen Archipelagus, unter Gottes Leitung befördert. Die deutsche Bibel wird, wie die Sonne, das Eigenthum der ganzen Erde werden.“ Nun sage uns einer, was wohl der schauernde Grönländer und der glühende West-Indier mit einer deutschen Bibel anfangen sollen? Oder hegt vielleicht das patriotische Herz des Herrn Doctors und der ganzen Synode so eine kleine chiliastische Hoffnung, daß im tausendjährigen Reich „des Deutschen Vaterland“ auch bis zu ihnen sich erstrecken und dieselben in deutscher Zunge „Gott im Himmel Lieder singen“ werden? — Nun kommt der Herr Doctor auf das Werk der Reformation und seinen lieben „Heidelberger“ zu sprechen, und fährt dann fort:

„Die deutsche Sprache, unser deutsches Volk hat sich ausgezeichnet, indem sie große Männer in allen Fächern der Wissenschaft hervorgebracht hat.“

Unter diesen nennt er dann die Schriftausleger, von denen sich besonders Olshausen und Lange „berühmt gemacht“ haben. Dann kommen die Kirchenhistoriker, unter denen er wiederum Neander und Dr. Schaff auszeichnet. Dann kommen die Dichter an die Reihe, bei denen er sich am längsten aufhält. Dann fährt er fort:

„Nicht bloß auf der Erde, auch am Himmel hat das deutsche Volk sich ausgezeichnet, durch seine berühmten Astronomen, wie Olbers, Bienthal mit seinen Mondkarten, Keppler und Andere. Und nicht bloß am Himmel, im Himmel werden wir eine große Schaar der Aufrigen erblicken, die durch das Blut des Lammes überwunden haben, die ihre Kleider helle gemacht haben im Blute des Lammes.“

Nun geht er über zu den Rechtsgelehrten und dann, o du großes und glückliches Deutschland! zu Hahnemann! Er sagt nämlich:

„Und in der Medicin, in neuerer Zeit, hat Deutschland ein eigenes System geliefert, durch Hahnemann, das homöopathische System, welches besonders in unserem Vaterlande und hier in Amerika, auf dieser westlichen Halbkugel weit und breit bekant und geübt wird.“

Nun kommt die Homöopathie noch auf die Kanzel! Nächstens vielleicht auch wieder der Segen der Stallfütterung, ganz wie in den Tagen des crassesten Nationalismus. — Nun handelt unser Herr Prediger noch zu guter Letzt vom deutschen Fleiß und Arbeitsamkeit, darin er uns Deutsche allen Völkern als Muster hinstellt. Danken verbindlichst für das Compliment! Und dann schließt er mit folgenden Worten:

„So haben sie das Land urbar gemacht, und sind durch Fleiß zum Wohlstande gekommen. Und die deutsche Sprache wollen wir aufrecht erhalten und befördern. Väter und Brüder! dazu sind wir hier zusammen gekommen, um für unsere deutsche Muttersprache zu arbeiten. Und wurden am Pfingstfeste die großen Thaten Gottes verkündigt, hörte ein Jeder sie in seiner Sprache, so wollen wir auch die Werke Gottes in unserer deutschen Sprache kund machen.“

Dieser Schluß freilich erklärt uns Vieles. Wenn

die reformirten Synoden dazu da sind und dazu sich versammeln, um für die deutsche Muttersprache zu arbeiten, wenn das ihr Ziel ist und sie darinnen ihren Beruf erkennen, dann mag auch so ein Vortrag, wie der vorliegende, wenngleich für einen Doctor der Theologie sehr schwach und oberflächlich, am Platz sein, nur soll man ihn dann nicht Predigt nennen. Was sagen nun aber unsere Leser zu dieser Synodalspredigt, die so tiefen Eindruck auf die Synode machte, daß sie durch einstimmigen Beschluß dem Druck übergeben wurde? Was wir dazu zu sagen haben, ist dies: Schon die oben mitgetheilte Disposition ist nicht allein formell falsch, sie ist auch unwahr. Denn nach dem Inhalt des ersten Theils sollte derselbe lauten: Die großen Thaten und die großen Männer des deutschen Volkes. Ob diese nun aber Gegenstand einer christlichen Predigt sein dürfen, wird auch dem einfältigsten Christen klar sein. Eine Predigt verdient dies gewiß nicht genannt zu werden. Wo ist da auch nur eine Spur von Gesetz und Evangelium, von Barmherzigkeit und Glaube, von Sünde und Gnade, von Christo, dem Gekreuzigten, der einer jeden Predigt Kern und Stern sein soll? Eine fourth of July-Rede ist es, dem deutschen Volke zu seiner Selbstvergötterung gehalten. Eine Freimaurer-Predigt ist es, das möchten wir kühnlich behaupten. Heu, Stroh und Stoppeln sind es, die hier dem armen Volk geboten werden. So tief sind also die Reformirten hier zu Lande gesunken, daß sie ein solches jämmerliches Nachwerk von Synodalwegen gutheißen, sich dazu bekennen und als etwas vorzügliches in ihren Zeitschriften abdrucken können? Daß Gott erbarm! Ueber eine solche Synode ist schon das mens mene, tekel upharsin deutlich geschrieben. Wie sollen wir doch Gott danken, wenn auf unseren Kanzeln nichts als Christus, der einige Trost der armen Sünder, gepredigt wird und wie sollten wir nicht mit allem Fleiß dahin wirken, daß allezeit treue und gläubige Prediger herangebildet werden, die uns und unsern Kindern nach uns dieses süße und seligmachende Evangelium und nicht eitel falsche List, was eigen Witz erfindet, verkündigen und lehren. Das helfe Gott in Gnaden! Z.

Wie das bayerische „Vaterland“ mittheilt, verurtheilte das Bezirksgericht Aschaffenburg am 17. December 1874 einen Kaplan wegen Beleidigung des deutschen Kaisers und Bismarck's zu vier Monaten Gefängniß, und am 24. December einen Mann wegen Gotteslästerung zu zwei Tagen Arrest. Für diesen gewaltigen Abstand ist nicht sowohl der Kaiser, oder der Gerichtshof, oder auch das Strafgesetzbuch verantwortlich zu machen, als vielmehr der Umstand, daß Gottesfurcht und Glauben zum großen Theil von unserem deutschen Volk gewichen ist. Ist das aber der Fall, dann steht auch das scheinbar mächtigste Reich auf morschen Stützen. Z.

Unsere Leser werden begierig sein, einmal wieder etwas von dem Colloquium oder der freien Conferenz, dazu auch die Synodal-Conferenz vom General-Council eingeladen wurde, zu erfahren und zu hören, wie es um dasselbe steht. Wir haben seiner Zeit jenen Vorschlag mit Freuden begrüßt als einen Schritt zur Lehreinigung unter den verschiedenen Synodalkörpern lutherischen Namens hier zu Lande; mit Erwartung haben wir dem Zustandekommen des Colloquiums entgegengesehen, ja wir gestehen es, wir hatten schon unsern Reisefuß nach seiner Reifezeit gebrüstet und im Stillen unsere Nase um Rath gefragt, in der Hoffnung, dem Colloquium beizuwohnen zu können; da wird uns auf

einmal die Thür vor der Nase zugemacht und wir armen Leute von der Synodal-Conferenz stehen draußen im Kalten! Das ist hart! Und womit haben wir diese schöne Zurückweisung verdient? Sind wir westlichen Lutheraner unartig gewesen und sind deswegen wie böse Kinder vor die Thür gestellt worden? So behaupten zwar der „Lutheran and Missionary“ und der „Observer“, wir aber behaupten, daß unsere Einfalt uns einen schlimmen Streich gespielt hat. Das ist nun freilich ein Bekenntniß, damit man bei der Welt keine Ehre einlegt; denn einfältig sein gilt bei ihr als die größte Schande. Aber das kümmert uns nicht; wissen wir doch, daß unser lieber Heiland den Einfältigen offenbart, was er den Klugen verbirgt. Worum bestand nun aber unsere Einfalt? Das General-Council hatte also eine Einladung an alle lutherisch sich nennenden Synodalkörper hiesigen Landes zu einer freien Conferenz ergehen lassen, um mit einander über die sie noch trennenden Differenzen zu verhandeln und daran eine Aufforderung geknüpft, Vertreter zu ernennen, welche gemeinschaftlich die Vorkerkungen zu einer solchen freien Conferenz treffen sollten. Die östlichen Synoden können sich nun einmal eine solche Versammlung nicht denken, ohne die schwerfällige Maschinerie einer solchen Committee of arrangements. Nun, das sollte uns auch nicht hindern, an einer solchen von uns längst gewünschten Conferenz Theil zu nehmen. Leider aber war jene Einladung des General-Councils so ungeschickt abgefaßt und deren Wortlaut so verhänglich, daß unsere Synodal-Conferenz, wiewohl sie bereitwilligst erklärte, an der freien Conferenz Theil nehmen zu wollen, doch gewisse s h a l b e r keine Vertreter in jene Committee of arrangements wählen konnte, weil sie damit zugleich alle anderen darin vertretenen Synodalkörper als solche hätte anerkennen müssen, die sich r i c h t i g l i c h zur Augsburgischen Confession bekennen; demnach selbst die General-Synode, die vor Jahren durch ihre Vertreter der preussischen Union sagen ließ, daß sie die lutherische Lehre vom Abendmahl verwerfe und denselben Bekenntnißstandpunkt einnehme wie die Union, und solches noch nie widerrufen hat. Die Synodal-Conferenz verzichtete um so eher auf Vertretung in jener Committee, als sie von der Meinung ausging, daß dieselbe nur über Zeit und Ort der Versammlung und ähnliche äußerliche Vorkerkungen zu bestimmen habe, und sich in ihrer Einfalt an den Ausdruck: freie Conferenz hielt, also eine Conferenz, die selbst zu bestimmen hat, was und in welcher Weise verhandelt werden soll. Nun aber stellt es sich heraus, daß jene Committee auch schon den Gegenstand und die Ordnung der Verhandlungen festsetzen und bestimmen soll, d. h. sie soll den Drei fix und fertig kochen, welcher der Conferenz vorgelegt wird mit den Worten: nun, Vogel, freiß oder stirb! Das wäre aber nicht eine freie, sondern eine geknebelte, gebundene und in Fesseln geschmiedete Conferenz, und weil nun gegen solche Knebelung einige Stimmen innerhalb der Synodal-Conferenz laut geworden sind, so fallen sich der „Lutheran and Missionary“ des General-Councils und der „Observer“ der General-Synode in zärtlicher gegenseitiger Lieblichkeit in die Arme und heulen dabei über unsere Schalkheit und Unmaßigkeit und nennen uns allerlei garstige Namen, geben uns auch in nicht unbedeutlichen Worten zu verstehen, daß sie uns bei der Conferenz gar nicht haben wollen. Drum haben wir einstweilen unseren Reisefack wieder in Ruhestand versetzt und unsere Kasse beruhigt und sagt: zu solch einer Conferenz wäre das Reisegeld doch nur weggeworfen gewesen. So bleiben wir denn draußen und frieren deshalb doch nicht!

**Büchertisch.**  
 Vom Lutheran Book Store in Philadelphia ist uns nachträglich auch noch der englische lutherische Kalender für das Jahr 1875 zugeschickt worden. Derselbe enthält außer den gewöhnlichen Kalender-Notizen eine Art fortlaufende Chronik, in welcher die durch besondere Ergebnisse, welche für die lutherische Kirche von Bedeutung waren, sich auszeichnenden Tage mit einer kurzen Angabe oder Geschichte jener Ereignisse in sehr interessanter Form angegeben sind. Wir halten dies für einen glücklichen Gedanken und für eine ansprechende Weise, auch die Laien in die Geschichte unserer Kirche und deren Väter einzuführen. Außerdem enthält der Kalender auch die gebräuchlichen kirchlichen Statistiken sämtlicher lutherisch sich nennenden Synoden des Landes und eine alphabetische Liste aller Pastoren derselben. Wir bedauern jedoch sehr, daß diese Liste eine in nicht geringem Grade unzuverlässige und unrichtige ist. Wir wollen sie nur einmal in Bezug auf unsere Wisconsin-Synode prüfen. Da wird uns durch diesen Kalender unser hochwerrther Herr Präses Pading entrißen und in die Gemeinschaft des New-York Ministeriums versetzt, und das lassen wir uns nicht gefallen. Als Ersatz für diesen schweren Verlust werden uns Pastor G. W. Brüggemann in Illinois und Pastor J. Schulenburg in Iowa zuertheilt. Das mögen sehr liebe und achtbare Brüder sein; wir kennen sie nicht; aber zu unseren Synodal-Gliedern zählen wir sie nicht. Auch führt der Kalender noch immer Leute als zur Wisconsin-Synode gehörig an, die schon seit Jahr und Tag in keiner Verbindung mehr mit uns stehen, deren Namen wir aber hier nicht nochmals nennen wollen, um uns nicht durch die leidige Kalender-Literatur das Jahr 1875 ebenso verbittern zu lassen, wie 1874. — Zu haben ist dieser Kalender, der was äußere Ausstattung betrifft, sich mit seinen deutschen Kollegen nicht messen kann, beim Lutheran Book Store, 117 North 6. Str., Philadelphia, Pa. Preis 10 Cents.

**Einführung.**  
 Nachdem Herr Pastor J. S. Brockmann von der mit unserer Synode verbundenen Gemeinde zu Watertown einen Beruf bekommen und denselben mit Bewilligung seiner bisherigen Gemeinde zu St. Atkinson angenommen hatte, so wurde derselbe von mir im Austrage des Herrn Präses, am Sonntag Septuagesimä, den 24. Januar in sein Amt eingeweiht.  
 Gott wolle seinen Segen auch in dem neuen Wirkungskreise vertheilen!  
 Watertown, den 15. Febr. 1875.  
 August Ernst.

**Berichtigung.**  
 In Pastor Brenner's Quittung in letzter Nummer des Gemeindeblattes sind Pastor Bading nur \$10 aufgeschrieben; sollte heißen \$20. — In No. 11 ist Lindenkruch \$1 quittirt sollte heißen 50 cts.; und A. Wölz mit 50 cts. ist gänzlich ausgelassen.  
 A. Adelsberg.

**Zur Beachtung!**  
 Die Herren Pastoren und Lehrer unserer Synode, welche voraussichtlich verhindert sein werden, der bevorstehenden Synodalsitzung beizuwohnen, sind freundlichst gebeten, mir solches bis spätestens 1. April anzuzeigen. Auch ersuche ich die lieben Brüder mir es mittheilen zu wollen, wenn ihre Gemeinde keinen Deputirten sendet. Schwäge Wäitz aus Schwerder-Synode wollen sich gefälligst auch bis zu jenem Termin anmelden.  
 A. Adelsberg.

**Dringende Bitte.**  
 Wir bitten doch alle Brüder und Correspondenten freundlichst, wenn sie Zusätzungen, Conferenz-Anzeigen oder sonstige Notizen für das Gemeinde-Blatt einsenden, dieselben auf einen besondern Bogen schreiben zu wollen und nicht in den Brief mit einzuschleppen, weil uns das viel unnöthige Schreiberei verursacht.  
 A. Adelsberg.

**Auskunft erbeten.**  
 Die Verwandten des Johann Teßner, gebürtig aus Pilsitz, der in der Nähe von Watertown eine Farm gehabt haben soll, bitten um Auskunft über ihn unter der Address: Mr. Joh. Krumm, 95. Str., Lexington Ave., New York.

**Briefkasten.**  
 Briefe empfangen von den Pastoren Meyer, Stühnagel, Brenner 2, Jäger, Dr. Neg. Reichenbecher, Prof. Ernst 3, Nietmann, Kreckmann 2, Dizinger, Braun, Neumann, J. A. K. W. Müller, A. Ernst, Engelbert, Goldammer 2, Schimpf, G. A. Müller, Gelfmann  
 Herren A. Scherer, C. Hackbarth, Stud. D. Poyer, G. Krause, C. Heydenreich, F. Köhn, Pilger-Buchhandlung und Frau Andersen.  
 Herrn A. S. in D. — Werde sämmtliche an den dortigen Postmeister schicken, wo sich jeder Einzelne sein Blatt abholen kann.  
 Herrn G. A. in B. — Ist alles in Richtigkeit. A. A.

**Quittungen.**  
 Für die Anstalt: Durch Herrn F. Köhn, von C. Wegel \$2; durch Pastor Schimpf, von C. Knoepe 55 cts.; durch P. Brenner, Hauscollekte, von C. Ganzer \$1, C. Faust \$1, Ch. Barthels 50 cts., J. Brenner 50 cts., F. Andersen \$1, Johanna Schröder \$1, C. Eizow \$1, F. Bremer \$1, C. Woldt 40 cts.; Vom Jungfrauenverein \$10; Ch. Fingel \$8. [Davon sind \$10 für den Wiederaufbau des abgebrannten College-Gebäudes, \$4 für arme Studenten und der Rest für den Hausdast bestimmt.] P. Wagner aus der Dreieinigkeits-Gemeinde \$6.  
 Für den Wiederaufbau des abgebrannten College-Gebäudes. Durch P. Stühnagel von H. Schmäyer \$2, J. Schmidt \$1, J. Haase \$1, Dankwart \$1, Fr. Lange \$1, Th. Schmäyer 50 cts., C. Triften 50 cts., H. Niek 50 cts., H. Schmidt 50 cts., A. N. 50., Rinke 25 cts., Malwald 35. Durch Pastor J. J. Meyer von C. Futy 50 cts., J. Madieng 50 cts., C. Schwanz 75 cts., P. Brennecke 50 cts., C. Piper 25 cts., Fr. Schmidt 50 cts., J. Bernhöft 25 cts., J. Erke 50 cts., J. Janke 50 cts., J. Baumbach 20 cts., Fries 25 cts., P. Benz 25 cts., W. Schmidt 25 cts., Con. Schleicher 20 cts., J. Reim 50 cts., W. Vorpapel 25 cts., J. Küster 25 cts., A. Madiug 25 cts., J. Müller 25 cts., J. Schmalfeldt 25 cts., G. Vösch 50 cts.

Für die Nothleidenden in P. Sunzigers Gemeinde: Durch P. J. J. Meyer von C. Futy 50 cts., C. Teut 50 cts., J. Madiug 50 cts., C. Schwanz 75 cts., P. Brennecke 50 cts., C. Fahn 25 cts., W. Madiug 25 cts., C. Piper 25 cts., Fr. Schmidt 50 cts., Fr. Klähn 25., J. Woldt 35 cts., J. Bernhöft 25 cts., J. Erke 50 cts., A. Madiug 25 cts., J. Müller 25., J. Janke 50 cts., J. Kreck 25 cts., R. Rümml 25 cts., P. Benz 25 cts., Ch. Rajenberger 50 cts., W. Nür 45 cts., J. Reim 50 cts., W. Vorpapel 25 cts., Ed. Nümbel 30 cts., Emma Freitag 25 cts., Augusta Freitag 40 cts., Minna Freitag 25 cts., J. Küster 25., W. Schwanz 25 cts.  
 — Durch P. Reichenbecher von A. A. \$1.  
 Für abgebrannte Schüler: P. Dizinger 67 cts.  
 A. Adelsberg.

Für das Gemeindeblatt haben bezahlt: P. Jäger VIII. \$7 — P. Nietmann X. \$3 25 — P. Dizinger IX. u. X. \$1.33 — P. Schmäyer X. \$1.05 — P. Stühnagel X. \$1.10 — G. Krause X. \$1.10 — P. Braun X. \$8.40 — P. J. A. K. W. Müller X. \$1 — Frau R. Andersen X. \$1 — P. G. A. Müller X. \$1.05. A. Adelsberg.

**Quittung.**  
 Für abgebrannte Schüler sind ferner eingegangen: Durch Pastor Dewidat in Centreville von ihm selbst \$4, Köjberg sen. \$1, Junafrau Schütte 25 Cents, Witwe Müller \$1, Pastor Stöffler in Golden Lake \$5; durch Pastor Ungerb in Jefferson von G. Fuchs \$2, A. Saji \$2, A. Mack \$1, A. Scherer \$1, A. Grimm \$1, W. Kieps \$1, J. Baumgärtner \$1, J. C. Kienjang \$1, W. Grumer 50 Cents, J. Friedel 50 Cts., Lehrer Wieg 50 Cts., A. Zehsen, \$1, H. Hürbringer 50 Cents, Schiefelwein 50 Cents, J. Muffel 50 Cents, G. Brose 25 Cents, J. Frederich 25 Cents, Fr. Goth 25 Cents, Witte 25 Cents, V. Leus 25 Cents, H. Frederich 25 Cents, Fr. Müller 25 Cents, C. Well 50 Cents, Wöring \$1, Lude \$1, Streje 50 Cents, Pügner 25 Cents; Aus Herrn Pastor Heßmanns Gemeinde: J. Meyer 50 Cents, A. Haupt \$1, C. Meyer 50 Cts., P. Zahmke \$1, J. Wolf 25 Cents, C. Hackbarth 50 Cents, W. Borchardt \$1, W. Müller \$1, Louise Schmiedte \$1, F. Ruch 25 Cents, H. Hoffmann \$2; aus der Kinderküche \$1; aus Meagon für den Studenten Publiß \$4.75; durch Pastor Adelsberg von Lesern des Gemeindeblattes \$17.25.  
 Gott segne die lieben Weiber.  
 August Ernst.

**Quittungen.**  
 Für die Heiden-Mission: Durch P. Hagedorn von der ev.-luth. Dreieinigkeits-Gemeinde in Menasha, Epiphania's-Collecte \$8.80; von der ev.-luth. Dreieinigkeits-Gemeinde in Menasha, Epiphania's-Collecte \$2.68; Fr. Striede \$1; J. Krüger \$1; Aus der Schule der ev.-luth. Dreieinigkeits-Gemeinde in Menasha, von H. Landau \$1, J. Wolf 25 cts., W. Schumann 25 cts., W. Walter 25 cts., W. Wünger 25 cts., C. Thielecke 25 cts., C. Langner 25 cts., B. Gerhardt 25 cts., G. Gerhardt 25., P. Rehn 25 cts., von mehreren Kindern 55 cts. — Im Ganzen \$3.80.  
 Für die Wittwenkasse: Durch P. Günther \$3.  
 J. Bading.

**Quittung.**  
 Zur Unterstützung des Pastor Lieb in Deute erhalten durch P. Dewidat von Herrn Köjberg, sen., \$1, G. F. Gewe \$1.50, C. D. \$1.50; durch P. Woldt aus Racine von Frau Hüfner \$7. Der treue Gott segne die lieben Weiber.  
 Ph. Brenner.

**Quittung.**  
 Persönliche Beiträge für die Wittwenkasse empfangen von P. Kiltan \$5, von P. Althof \$4, von P. Günther \$5, von P. Lieb J. S. Brockmann.